



Josef Winkler

Josef Winkler, geboren 1953 im Kärntner Dorf Kamering, wuchs als Jüngster von sechs Geschwistern in einer patriarchalischen Bauernfamilie auf. 1979 veröffentlichte er seinen ersten Roman „Menschenkind“. Zusammen mit „Der Ackermann aus Kärnten“ und „Muttersprache“ bildet er die Trilogie „Das wilde Kärnten“. 1983 berichtete Winkler in dem Roman „Die Verschleppung. Njetotschka Iljaschenko erzählt ihre russische Kindheit“ über das Schicksal einer aus der Ukraine stammenden Zwangsarbeiterin, die 1943 auf einen Kärntner Bergbauernhof verschleppt wurde. 1990 veröffentlichte er seinen Italien-Roman „Friedhof der bitteren Orangen“ und 1996 folgte „Domra. Am Ufer des Ganges“ über die Arbeit der indischen Einäscherer. 2001 Alfred-Döblin-Preis für die Schilderung des römischen Alltagslebens „Natura morte“. Mit der Novelle „Roppongi. Requiem für einen Vater“, in der er sich 2007 mit dem Tod des Vaters auseinandersetzte, kehrte er wieder zu seinen Kindheits-erinnerungen zurück. 2011 erschien „Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär oder Die Wutausbrüche der Engel“. Zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen. Im März 2012 zum Präsidenten des Österreichischen Kunstsenates designiert.

Kontakt Josef Winkler
c/o Suhrkamp Verlag
Pappelallee 78-79
10437 Berlin
Deutschland

...und dann beginnt dieses Sprachlaufwerk zu rotieren

Adelbert Reif im Gespräch mit Josef Winkler

Der Schriftsteller Josef Winkler gehört zu den großen literarischen Aufarbeitern eigener Kindheits- und Jugendtragödien im konservativ-katholisch geprägten ländlichen Raum. Tod, Homosexualität und Katholizismus sind die zentralen Themen seiner literarischen Arbeit. „Der verbale Nachvollzug des Erlebten muss so stark sein, dass ich tatsächlich das Gefühl habe, dass die Sprache stärker ist als das Erlebnis: von diesem Augenblick an existiert meine Literatur“, betont Winkler die herausragende Bedeutung, die er der sprachlichen Gestaltung seiner Themen beimisst. Zum Schreiben kam er nach eigenem Bekenntnis durch zwei Erlebnisse. Zum einen entdeckte er Jean Genet und dessen Motto „Das einzige Mittel, dem Entsetzen zu entgehen, besteht darin, sich dem Entsetzen zu überlassen“ für sich, zum anderen bewirkte der Doppelselbstmord zweier Jugendlicher in seinem Heimatdorf, den Winkler als Verzweiflungstat zweier geächteter Homosexueller deutete, dass „meine Sprache wie ein Geschwür aufbrach“. 2008 wurde er von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet. In der Begründung der Akademie hieß es, mit Winkler erhalte ein Autor die Auszeichnung, der „auf die Katastrophen seiner katholischen Dorfkindheit mit Büchern reagiert, deren obsessive Dringlichkeit einzigartig ist“. Aus seiner Dankesrede entstand der Band „Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär oder Die Wutausbrüche der Engel“ (Suhrkamp Verlag, Berlin 2011), in dem Winkler ein ab- und ausschweifendes Selbstporträt entwirft.

conturen: Herr Winkler, in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich eine gegenüber der überlieferten „ländlichen Idylle“ kritische Literatur herausgebildet. Sie selbst gehören zum Kreis dieser Schriftsteller, die den romantischen Mythos vom „friedvollen Leben des Landvolkes in Gottesfurcht“ zerstörte. Wie ist es zu erklären, dass die Handlung der meisten dieser Bücher über qualvolle Kindheiten in Armut, Gewalt und Verlogenheit in der alpenländischen Region verankert ist? Liegt es am Katholizismus?

Mythos von „ländlicher Idylle“

*Pomp und Rituale
der Kirche als
Quelle*

Winkler: Solche Bücher kann niemand schreiben, der in einer Stadt aufgewachsen ist. Ich werde die katholische Kirche jetzt nicht in den Himmel hinaufloben. Aber für jemanden wie mich, der von Kindheit an eine große Freude und Lust an Bildern und Sprache hatte, war es ein Luxus, in einer so bildintensiven Umgebung aufzuwachsen. Der Pomp und die Rituale, wie ich sie damals in der Kirche als Ministrant erlebte, waren eine unerschöpfliche Quelle für meine Metaphernwelt und das rhythmische, litaneihaftes Schreiben.

*In Kaming
wohnten
200 Leute*

Dieses Kärntner Dorf Kaming, in dem ich aufgewachsen bin, war winzig klein. Da haben 200 Leute gewohnt. Und man ging eine Viertelstunde da entlang und zehn Minuten dort entlang und hatte das ganze Dorf abgeschrieben. Von daher könnte man glauben, hier spiele sich nichts ab. Aber wie man am Beispiel meiner Arbeiten merkt, kam aus dem Inneren unglaublich viel.

*Nur ein kleiner
Laden – die
Bauern erzeugten
alles selbst*

In den sechziger, siebziger Jahren gab es im Dorf nur einen kleinen Einkaufsladen und sonst gar nichts. Alles andere produzierten die Bauern selbst und wir halfen als Kinder dabei mit. Wir fuhren mit dem Vater aufs Feld. Dann wurde das Getreide gesät und ein paar Monate später sahen wir schon die Pflänzchen. Und als das Getreide reif war, halfen wir bei der Ernte. Anschließend fuhren wir das Getreide weiter zur Mühle. Da schauten wir zu, wie es gemahlen wurde. Und wir schauten zu, wie das Brot gebacken wurde. Diese ganzen Vorgänge mitzuverfolgen, war ideal für jemanden, der schreibt. Bei aller Einsamkeit und aller Verlorenheit und allem Schmerz war dieses archaische Leben auf dem Bauernhof sehr günstig – und ich verwende bewusst das Wort „Gunst“ – für jemanden, der so mit Bildern umgeht wie ich. Das habe ich auch nicht allein bei Jean Genet oder den französischen Existenzialisten gelernt, sondern das muss in mir gesteckt sein. Die Autoren, deren Bücher ich so geliebt und genau gelesen habe, haben mich nur angestoßen und in mir das Selbstbewusstsein gestärkt, meinen Weg in der Sprache zu suchen und auch zu gehen.

*Archaisches Leben
auf dem Bauernhof*

Jean Genet

Weg zur Sprache

conturen: Sie haben sich mit diesem Kaming in die Literatur eingeschrieben. Beharrlich haben Sie dieses eng umrissene ländliche Gebiet, in dem Sie geboren wurden, immer wieder aus verschiedenen Perspektiven betrachtet und die in ihm agierenden Subjekte analysiert. Auch Ihr neues Buch „Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär

oder Die Wutausbrüche der Engel“ ist ein tief verstörendes Protokoll über die Abgründe menschlichen Seins...

Winkler: Dieses neue Buch ist sozusagen eine nachgetragene Reflexion über das Ganze. Da ist wieder mehr Distanz dazwischen. In meinen frühen Romanen bin ich wirklich im Sumpf und am Rande der Jauchegrube dieses Dorfes. Da bin ich in der Hölle drin und schlage mit meinen Worten um mich. Über zwanzig Jahre später habe ich Distanz und eine andere Sicht auf das Ganze. Ich beschreibe es auch anders. Dieses Buch ist eher eine poetische Reflexion über diese Zeit, als ich in der Hölle mein Fleisch habe braten müssen.

Distanz und Hölle

conturen: Aber es ist bemerkenswert, dass Sie den Ort Ihrer Herkunft zum Spektrum Ihres ganzen literarischen Schaffens gemacht haben...

Winkler: Genet sagte auch, man könne nur rückwärts erzählen, aus der Vergangenheit...

conturen: Ist dieses Kamering, das wegen seiner Selbstmorde, Morde und in den Jauchegruben der Gehöfte umgekommenen Frauen und Kinder „das blutige Dorf“ genannt wird, heute noch das Dorf Ihrer Kindheit oder hat ein Wandel stattgefunden?

Das „blutige Dorf“

Winkler: Wahrscheinlich waren die sechziger und siebziger Jahre, in denen ich aufgewachsen bin, die schwierigeren. Die Autoritäten der Lehrer, Pfarrer und des Elternhauses wirkten noch sehr stark in den Kindern. Und die Landflucht war noch nicht so leicht möglich. Wir hatten nicht einmal jeder ein Fahrrad. Wie hätten wir wegkommen sollen? Als 1979, 1980 und 1982 meine Bücher „Menschenkind“, „Der Ackermann aus Kärnten“ und „Muttersprache“ erschienen, war alles schon in Bewegung. Die jüngere Generation der Eltern kam mehr herum. Sie musste woanders Arbeit suchen und nahm ihre Familie mit. Da hat sich sehr viel verändert. Die Autoritäten haben sich verlagert. Die Kinder werden nicht mehr bestraft, wenn sie nicht in die Kirche gehen. Sie gehen oft monatelang nicht in die Kirche. Für uns war es undenkbar, sonntags nicht in die Kirche zu gehen. Das konnte ich mir die ersten 15 Jahre meines Lebens gar nicht vorstellen.

*Lehrer,
Pfarrer,
Eltern*

Kirchgang

Nach der Niederschrift meiner ersten Bücher war der Schock im Dorf so groß, dass es lange Zeit keine Selbstmorde mehr gab. Ich möchte das nicht auf die Druckfahnen meiner Bücher heften. Aber es hat sich 25 Jahre lang kein

*Keine Selbstmorde
mehr*

junger Mensch umgebracht. Vor einigen Jahren nahm sich wieder ein junger Mann das Leben. Es kann sein, dass ich ein Tabu gebrochen habe, dass darüber auch geredet wurde und dass sich in dem einen oder anderen Elternhaus vielleicht auch mehr Vorsicht eingeschlichen hat.

*Traktoren
erleichtern
die Arbeit*

Die Maschinen haben auch das Ihrige gebracht. Man braucht nicht mehr so viele Leute auf dem Feld. Die Arbeit wurde deswegen nicht weniger. Aber sie wurde leichter. Es ist ein Unterschied, ob man mit fünf Knechten und Sensen ein riesiges Feld mähen muss – das habe ich auch erlebt – oder ob eine Person eine Stunde lang mit einem Traktor durchfährt. Vom Gesellschaftlichen her gesehen, war es früher spannender. Da haben alle mitgearbeitet, die Großeltern, die Knechte, die Kinder. Jetzt sind die Bauern sehr vereinsamte Menschen. Oft sind sie nur zu zweit und haben keinen Nachfolger. Oder sie sind zu dritt und fahren allein mit dem Traktor herum. Vielleicht hat man inzwischen auch mehr Zeit für den Nachwuchs. Bei mir war es so, dass sehr viel Arbeit auf dem Hof war und zehn, zwölf Mäuler zu füttern waren, wie mein Vater immer sagte. Wenn eine Kuh krank war, ging mein Vater mehrmals täglich zu ihr. Und wenn ich krank im Bett lag, kam er vielleicht am dritten Tag. Das ist schon traurig. Und wenn er dann endlich gekommen ist, war ich ganz aufgeregt und froh und habe die anderen 48 Stunden Einsamkeit vergessen. Die Mutter kam immer wieder. Auf die Schritte des Vaters musste ich 48 Stunden warten, auf die der Mutter nur eine.

*Der Bauer ist
heute einsam*

*Zehn Mäuler
waren zu füttern*

conturen: Dennoch stellt sich die Frage, wie der Mythos vom „sauberen, braven Landleben“ und der Ehrbarkeit des „Landvolkes“ in der Literatur so lange aufrecht erhalten werden konnte...

*Eine neue
Generation*

Winkler: Das hat wahrscheinlich mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun. Vor dem Krieg hatten die wenigsten Schriftsteller den Mut, diesen Mythos zu entlarven. Und nach dem Krieg dauerte es zehn bis zwanzig Jahre, ehe endlich eine neue Generation auftauchte und aus diesem Kerker der Selbstunterdrückung und Verschwiegenheit, des Schweigens und Schönredens ausbrach. In der österreichischen Literatur waren es zu allererst Thomas Bernhard, Peter Handke und Franz Innerhofer. Sie haben ihre Geschichten und Gefühle in Sprache aufbereitet und die Literatur von einem Peter Rosegger oder Karl Heinrich Waggerl überwunden. Mit ihrer Schreibweise ist es ihnen gelungen, Dinge zu sagen,

*Bernhard,
Handke,
Innerhofer*

*Rosegger,
Waggerl*

über die niemand reden wollte und über die man auch nicht reden sollte. Ich kenne noch den Ausdruck von meinem Pfarrer im Dorf, dass es Dinge gibt, über die man nicht reden soll und die man verschweigen soll. So waren die Texte dieser Schriftsteller zuerst ein Schock. Es war unvorstellbar gewesen, dass es möglich ist, so etwas zu sagen. Diese Schriftsteller waren die ersten Baumeister der österreichischen Gegenwartsliteratur in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Sie haben die Kathedralen errichtet, an die wir unsere Türmchen dranbauen konnten.

conturen: Ich erinnere mich an diese Bauerngeschichten, in denen alles so gemütlich und süßlich war...

Winkler: Ich habe Anzengruber nie wirklich gelesen. Aber soweit ich hineingelesen habe, gibt es bei ihm auch viele grausliche Geschichten und Unglücksgeschichten. Das ist so ein romantischer Bergweltschmus. Es fließt das Blut und es erschlägt sich der eine und der andere wird erschlagen. Aber es ist alles so schön dornengekrönt. Es sind eben Schicksalsschläge, die kommen im Leben vor und das hat auch seine Ordnung. So ist alles eingebettet in eine grauenhafte, heile Welt.

Diese Autoren nach dem Zweiten Weltkrieg haben Großes geleistet, beginnend mit Ilse Aichinger, die dieses schmutzige Vokabular aus der Literatursprache entfernte. „Schlechte Wörter“ heißt auch ein Prosabändchen von ihr. Denn auf höchstem Niveau etwas Neues zu erfinden in der Kunst, ist sehr schwer. Das weiß jeder, der Kunst macht.

Für mich kommt es darauf an, wie jemand schreibt. Was jemand schreibt, ist mir relativ egal. Nur über den Stil und die Form kann ich beim Lesen zur Literatur finden. Wenn es jemandem gelingt, auf höchstem Niveau eine Sprache zu schreiben, bei der ich mir sage, so habe ich das vorher noch nie gelesen, dann ist das für mich Literatur. Das ist mir bei Jean Genet passiert. Das ist mir auch bei Hans Henny Jahnn passiert, bei Peter Weiss und beim frühen Peter Handke. Für mich ist Peter Handke der größte europäische Schriftsteller. Ich wüsste keinen, der in solcher Vielfalt mit der Sprache umgehen kann. Als 16- oder 17-Jähriger habe ich „Die Hornissen“ gelesen. Und vor drei, vier Jahren habe ich sie wieder gelesen. Es ist unglaublich für mich, wie ein 20-Jähriger in so einer präzisen und schönen Sprache ein derartiges Meisterwerk schreiben kann. Das ist das Werk eines Jünglings und zugleich ist es ein Alterswerk.

*Schock des
Tabubruchs*

Anzengruber

*Romantischer
Bergweltschmus*

*Grauenhafte
heile Welt*

Ilse Aichinger

*Wie schreibt
jemand?*

Genet, Jahnn

*Peter Handke ist
der Größte*

Hans Henny Jahnn

conturen: Hans Henny Jahnn ist ein nahezu vergessener Autor. Seine Romantrilogie „Fluss ohne Ufer“ ist ebenso aus dem Bewusstsein verschwunden wie seine Dramen. Worauf führen Sie das zurück?

Walser, Grass

Thomas Mann

*Koeppen,
Fichte*

*Warten auf das
vergessen Werden*

Winkler: Das kann ich sehr schwer deuten. Hans Henny Jahnn war immer ein Außenseiter, auch im Literaturbetrieb. Er war nie so berühmt wie Martin Walser, Günter Grass oder Thomas Bernhard, obwohl er genauso viel kann wie die Aufgezählten. Er hatte die Sprache eines Thomas Mann. Durch seine impressionistische Schreibweise, seine Bilder und Metaphern ist er jedoch schwerer zugänglich. Die Masse hat zu ihm nie hingefunden. Aber es ist ja auch von dem großen deutschen Autor Wolfgang Koeppen kaum noch die Rede. Oder wer redet von Hubert Fichte? Er ist auch schon ein Vergessener. Das wird uns alle einmal treffen. In seinem letzten Interview wurde Jean Genet von einem Journalisten der BBC gefragt, was er sich noch erwarte und da sagte er: „Vergessen werden.“ Das muss die Haltung eines Autors sein.

conturen: Sie haben immer wieder betont, dass Sie in einem Haus ohne Bücher aufgewachsen sind...

*Wilde,
Karl May,
Camus*

Winkler: Mein erstes Buch war bekannterweise „Der glückliche Prinz“ von Oscar Wilde. Da ist mir schon als Kind aufgefallen, was Sprache kann. Dann habe ich dreißig, vierzig Karl-May-Bücher gelesen. Unmittelbar danach habe ich Camus gelesen. Das erste Buch war „Die Pest“, dann „Der Fremde“. Damals war ich etwa 14 Jahre alt. Danach kamen Hemingway und Sartre und die anderen französischen Existentialisten. Auf Genet bin ich erst gestoßen, als ich zwanzig Jahre alt war. Das war gut. Denn mit 15 Jahren hätte ich das vielleicht gar nicht verkraftet.

*Bilderreiche
französische
Literatur*

Ich habe gerne diese bilderreichen französischen Schriftsteller gelesen, lieber als die deutsche Literatur, weil die nicht so bildmächtig war. Von den deutschsprachigen Autoren habe ich damals neben Peter Handke auch Gerhard Jonke und Peter Weiss gelesen. Ich erinnere mich, als ich 15 Jahre alt war und auf einmal in einer Buchhandlung das Buch „Der Schatten des Körpers des Kutschers“ sah. Das war so schön für mich. Dann habe ich hineingelesen und war verzaubert. Dann habe ich den „Abschied von den Eltern“ von Peter Weiss gelesen. Den hat er im Winter 1960/61 geschrieben. Es gibt wenige Autoren der Gegenwartsliteratur, die so modern schreiben können wie Peter

Jonke, Weiss

Weiss vor fünfzig Jahren. „Das Gespräch der drei Gehenden“ war auch so schön.

Als 15- oder 16-Jähriger habe ich die Bücher von Peter Weiss gelesen und mir dabei eingebildet, ich hätte sie geschrieben. Das war ideal. Ich habe sie dadurch studiert. Ich habe das später bei Genet gelesen. Der hat das auch so gemacht. Er sagte – ich habe das erst Jahrzehnte später erfahren –, wenn er „Die Brüder Karamasow“ lese und nicht bei jeder dritten Seite darüber nachdenke und beim Weiterlesen nicht mitschreibe, dann könne er diesen Roman gar nicht lesen. Das ist der Idealzustand. Ich habe überall geschmökert. Mir sind tausende Bücher durch die Hände gegangen. Die habe ich nicht alle lesen können. Bei manchen haben ein paar Sätze genügt. Wenn ich heute unterwegs bin, rate ich jungen Leuten, zwei drei Bücher genauer anzuschauen. Das kann einem oft mehr bringen, als zwanzig, dreißig Bücher zu lesen.

„Die Brüder Karamasow“ lesen

conturen: Thomas Bernhard nennen Sie auch als Ihr Vorbild...

Winkler: Vor Thomas Bernhard habe ich mich anfangs gehütet. Ich habe ihn lange nicht gelesen. Was ich an ihm schätze, ist vor allem das Frühwerk, das noch etwas freier ist von dieser wie am Schnürchen laufenden Rhetorik, die Thomas Bernhard sehr beherrschte. Seine großen Bücher sind die frühen, „Frost“, „Das Kalkwerk“ und auch so eine kleine Prosa wie „Gehen“, in der er diese Wortschlingen zum ersten Mal ausprobiert hat und vielleicht sogar noch besser vollbracht hat als später. Der bedeutendste Roman von Thomas Bernhard dürfte wohl „Korrektur“ sein. Ich war vor fünf Jahren in Frankfurt am Main bei einer Veranstaltung zu Ehren von Thomas Bernhard und da habe ich gesagt, dass alle nur über die anderen Bücher von Thomas Bernhard reden, es unzählige Dissertationen und Diplomarbeiten gebe, für mich aber sein größter Roman „Korrektur“ sei. Und nach der Veranstaltung kam Thomas Bernhards Halbbruder Peter Fabjan zu mir und sagte, Thomas Bernhard habe das auch so gesehen. Da war ich sehr beglückt.

Thomas Bernhard

„Korrektur“

conturen: Was ließ Sie bei Thomas Bernhard zögern?

Winkler: Thomas Bernhard ist eine rhetorische Maschine. Er bauscht seine Rede- und Sageweise auf, bis das Ganze zusammenkracht. Ich merkte beim Hineinlesen in seine Bücher, dass man sehr schnell rhetorisch werden kann. Man

**Bernhard ist
eine rhetorische
Maschine**

kann reden und schreiben und schreiben. Und da habe ich für mich die Gefahr gesehen, dass, wenn ich zu schnell beginne und dieses rhetorische Karussell sich zu schnell dreht, meine Kraft – meine besondere, die ich damals eher ahnte, als dass ich von ihr gewusst hätte –, die Bilder und die Metaphern ersticken. Erst bei meinem dritten Buch „Muttersprache“, als meine Schreibearbeit etwas gestockt hat, habe ich mich an Thomas Bernhard herangewagt. Ich war damals in Berlin und in der Autorenbuchhandlung habe ich zum ersten Mal etwas länger in seine Bücher hineingeschaut. Es wurden gerade die ersten autobiografischen Schriften veröffentlicht, „Die Ursache“, „Der Keller“. Die begann ich zu lesen und das hat mir beim Weiterschreiben sehr geholfen.

**Scheu vor
Bernhard**

**Angst um die
Sprache**

conturen: Das Stocken Ihrer Schreibearbeit und die damit verbundene Angst um die Sprache und vor dem Sprachverlust, die Sie nach längerer Abwesenheit von Kaming an allen möglichen Orten der Welt ergriffen hat, veranlasste Sie, „zwischen die katholischen Schallmauern“ Ihrer Kindheit, ins Herz Ihrer „von katholischen Engeln und katholischen Teufeln bevölkerten Vergangenheit“ zurückzukehren. Ist diese sprachliche Abhängigkeit eine Erklärung für die enge Bindung an Ihr Heimatdorf?

**„Ich verlor die
Sprache“**

Winkler: Nachdem ich die Romantrilogie „Das wilde Kärnten“ fertiggeschrieben hatte und auch schon das Material für „Die Verschleppung“ beisammen hatte, verlor ich die Sprache. Ich lebte damals bei einer Bergbauernfamilie in Olsach. Die Bäuerin war eine verschleppte Russin. Ich beendete den dritten Roman der Trilogie, „Muttersprache“. Da spürte ich, dass ich nicht mehr schreiben konnte. Ich hatte das Gefühl, ich müsse in das Dorf, das ich von oben sehen konnte, zu meinem Vater hinunter. Ich musste bei meinem Vater Hilfe suchen, um die Sprache wiederzuerlangen.

**Rückkehr nach
Hause**

Gide, Rembrandt

Er empfing mich auf klassische Weise, wie es in der Bibel steht oder bei André Gide oder wie man es auf Rembrandts Gemälde „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ sehen kann. Er nahm mich auf. Und dann habe ich Material für einen neuen Roman gesammelt. Dieser neue Roman, die eigentliche Heimkehr des verlorenen Sohnes, war dann der Roman „Der Leibeigene“. In ihm steht detailliert, wie es mir nach dieser Rückkehr ergangen ist, wie ich in meinem Elternhaus bei meinem Vater gelebt habe. Nachdem mir dieses

Buch „Der Leibeigene“ gelungen war und ich mit meinem Vater Frieden geschlossen hatte und mir meine Kindheit geholt hatte, die mir eigentlich zugestanden hätte, konnte ich wieder weiterschreiben. Und seither hat das Schreiben keinen Abbruch genommen. In den letzten zwanzig Jahren gibt es keine poetischen Dokumente, in denen ich so dramatische Angst um den Verlust der Sprache hatte.

Frieden mit dem Vater

conturen: Nach der Veröffentlichung der Trilogie wurden Sie vom Hass der Kameringer verfolgt. Ihr Vater warnte Sie sogar davor, in der Dunkelheit Spaziergänge in die Umgebung des Ortes zu unternehmen, weil es sein könnte, „dass sie dich einmal irgendwo abschädeln“. Woher kommt dieser abgrundtiefe Hass, der sich ja nicht nur gegen Ihre die „heile Welt“ entlarvenden Bücher, sondern auch gegen Ihre homosexuelle Orientierung und im Grunde gegen alles Andere und Fremde richtet?

Hass aus dem Dorf

Winkler: Der radikale Ausdruck dafür war, ich hätte das Dorf kaputtgeschrieben. Da ist schon etwas dran. Ich habe diese ganze heile Welt, die Lüge entmystifiziert. Ich habe in der Anbetung dieser Götter als Kind bereits die Scheinheiligkeit erkannt. Ich habe gesehen, wie grausam die Menschen zueinander sein können, auch zu Kindern, selbst zu den eigenen Kindern. Mit der Hostie haben sie am Sonntag in der Kirche ihre Sünden abgetragen. Diese Handlung empfand ich bereits als Kind skurril und lächerlich. Es war eine blasphemische Handlung. Ich habe diese blasphemischen Handlungen in blasphemische Worte umgesetzt. Das war dann der Skandal im Dorf. Die Worte waren das Spiegelbild dieser Handlungen. Die Dorfbewohner haben ihre Hässlichkeit, Heuchelei, Lüge, Hinterhältigkeit als Spiegelbild bekommen. Aber das wollten sie nicht.

Entmystifizierung der heilen Welt

Abgelehnt wurde alles Fremde. Als ich ein Kind war, führen die Zigeuner auf Planwägen durch unser Dorf. Da sagte man zu uns, wir müssten uns sofort verstecken. Denn die Zigeuner würden die Kinder einsammeln und mit ihnen verschwinden.

Ablehnung alles Fremden

Es gab einen in unserem Dorf, der aus Jugoslawien stammte, ein Maurer. Der war sein Leben lang ein Außenseiter, obwohl er fünfzig oder sechzig Jahre im Dorf lebte. Kurz vor seinem Tod ging er zum Pfarrer und sagte ihm, dass er in Slowenien beerdigt werden möchte. Für Menschen, die woanders herkamen, oder anders leben wollten, eine andere sexuelle Orientierung hatten, war es auf dem Land früher

Man war eingesperrt

sehr schwer. Es ist heute noch nicht leicht. Aber heute ziehen die Menschen in die Stadt. Das ging früher nicht. Man war eingesperrt, eingeklemmt. Wenn man draufkam, dass einer homosexuell war, dann war er das letzte Tier im Dorf. Dann war jede Kuh eine heilige Kuh und der Mensch war der letzte Dreck. Er wurde verspottet und auf das Schädigste behandelt.

conturen: Aber Sie leben weiterhin in Kamering...

Ich soll auf meine Kinder aufpassen...

Winkler: Ich lebe nicht in Kamering, sondern seit zehn Jahren in Klagenfurt. Das ist sechzig Kilometer von Kamering entfernt. Klagenfurt hat 100.000 Einwohner. Das ist eigentlich auch sehr eng. Aber ich bin viel unterwegs. Vor ein paar Wochen war ich in Indien. Und auch durch Lesungen komme ich herum. In letzter Zeit habe ich einige politische Schriften verfasst. Da sagte man mir in Klagenfurt, ich solle auf meine Kinder aufpassen. Es gibt in Kärnten in Stadt und Land dumpfe fanatisierte Leute.

Geburt des Sohnes

Mein Vater ist 2006 gestorben und meine Mutter 2011. Davor habe ich sie immer wieder besucht. Ich war also in den letzten Jahren nur Besucher in Kamering. Bevor ich nach Klagenfurt gezogen bin, als mein Sohn auf die Welt gekommen ist, wohnte ich in der Nähe von Kamering. Im Dorf in Kamering würde ich es, glaube ich, nicht mehr aushalten. Wenn mir der Vater das Haus vermacht hätte, dann hätte ich es hergerichtet und möglicherweise wäre ich dort.

conturen: Hängt diese extreme Bindung an den Ort, an dem Sie so sehr gelitten haben, mit dem von Ihnen eingestandenen nekrophilen Wesenszug zusammen, der gesuchten Nähe zum Tod, „dem eigenen und dem fremden Tod“?

„Das wilde Kärnten“

Winkler: Dieses Kamering-Motiv taucht immer wieder auf. Als ich meine Trilogie „Das wilde Kärnten“ geschrieben hatte, wusste ich, dass ich wegmusste, um etwas anderes zu sehen. Ich konnte nicht ständig über dieses Thema schreiben. Schließlich fuhr ich nach Rom. Nachdem ich die Katholische Kirche im Kleinen, dem Muff der Dorfsakristei kennengelernt hatte, wollte ich sie auch im Großen kennenlernen.

Muff der Dorfsakristei

In Rom suchte ich wiederum die Motive, die ich aus meiner Vergangenheit kannte. Ich habe auch kein Buch über Rom geschrieben, sondern ich habe ein Buch über mich in Rom geschrieben. Rom kommt darin freilich vor. Aber ich bin auch sehr präsent mit dem Auge meiner Vergangenheit, mit

den Erlebnissen meiner Vergangenheit, die es mir möglich machen, den Blick auf bestimmte Dinge zu richten. Ich habe auch in Rom das Makabre gesucht. Das sieht man an dem Titel „Der Friedhof der bitteren Orangen“. Ich habe in Archiven gekramt, in Reisetagebüchern, ich war in der Bibliothek Hertziana und in den Kapuzinerkatakomben. Ich bin durch fünfzig, sechzig Kirchen gegangen, war auf dem Markt, wo das Fleisch verkauft wird, war im Vatikan, habe Papst Johannes Paul II. gesehen und bin überall herumgeschlichen. Bei den Beichtstühlen steht „italiano“, „tedesco“, „polacco“ und beim polnischen Beichtstuhl sah ich am meisten Staub von den Fußabdrücken. Das waren die Kleinigkeiten, die mich interessiert haben.

*Suchen des
Makabren*

conturen: „Ich hasse die katholische Kirche“, haben Sie geschrieben und gleichzeitig bekannt, dass es für Sie „kein Entrinnen mehr vor der katholischen Kirche gibt“. Selbst die hinduistischen Einäscherungsrituale, die Sie in Ihrem Indien-Buch „Domra. Am Ufer des Ganges“ beschreiben, hätten Sie „im Ton der katholischen Liturgie beschrieben“. Wie tief empfinden Sie sich bei aller radikalen Ablehnung des Katholizismus dem Katholischen verhaftet?

*„Hassliebe“
zur Kirche?*

Winkler: Eines meiner großen Vorbilder, das ich sehr schätze und dessen mehrere tausend Seiten umfassendes Tagebuchwerk zum Bedeutendsten gehört, was in den letzten Jahrhunderten in Europa an Tagebüchern erschien, ist der Dichter Julien Green. Er war kein katholischer Schriftsteller im Sinne eines Presseattachés von Paris. Aber er war Katholik. Das ist der entscheidende Unterschied.

Wir wurden im Elternhaus nicht katholisch drangsalieret. Das geschah im Religionsunterricht in der Schule und in der Kirche. Die katholische Kirche hat es durch ihre Angstmacherei zustande gebracht, dass ich an nichts mehr glaube. Weder bin ich ein katholischer Schriftsteller, noch bin ich Katholik. Alle paar Jahre lasse ich mir die Hostie geben, um den Geschmack meiner Kindheit im Mund wieder zu finden. Es ist aber doch so, dass ich mich an dieser katholischen Vergangenheit abarbeite und abstrample. Das kann ich selbst nicht entscheiden. Ich setze mich nicht an den Schreibtisch und überlege, was ich schreiben werde. Vielmehr entstehen ein paar Sätze und dann beginnt dieses Sprachlaufwerk zu rotieren. Vielleicht taucht ein Motiv aus einer Vergangenheit auf, die weit zurückliegt, Metaphern aus ganz früher Zeit.

*Angstmacherei
der Kirche*

*Der Geschmack
der Kindheit*

Das Sprachlaufwerk rotiert

Wenn man einem als Kind die Kirchturmspitze durchs Herz getrieben hat, ist es sehr unwahrscheinlich, dass man die katholische Kirche oder das, was diese Kirche in der Seele des Kindes angerichtet hat, noch einmal loswird. Ich werde es im Schweren nicht los. Julien Green, der alles, was die katholische Kirche betrifft, viel positiver gesehen hat als ich, ist es im Leichten nicht losgeworden.

Julien Green

Adolf Holl

conturen: Der Theologe Adolf Holl, der schon fast atheistisch geworden ist, erzählte in einem seiner letzten Bücher, wie er in Rom in eine katholische Kirche ging, in der rot das ewige Licht leuchtete und ihn das tief berührte...

Angst oder Hoffnung

Winkler: So etwas kann passieren. Das könnte mir auch passieren. Aber bis jetzt gibt es keinerlei Anzeichen. Vermutlich hat es etwas mit dem Älterwerden zu tun, vielleicht auch mit der Angst vor dem Tod und der Hoffnung, dass es dabei doch noch etwas gibt außer das Verfaulen oder Verbrennen unseres Körpers.

Indiens Einäscherer

conturen: Sie haben bisher elf Reisen nach Indien unternommen und in „Domra. Am Ufer des Ganges“ über die Arbeit der Domra, der indischen Einäscherer, geschrieben. Aber seit Sie Indien 1996 zum ersten Mal besuchten, taucht es auch sonst in Ihren Büchern immer wieder in verschiedenen Zusammenhängen auf. Welche Bedeutung hat Indien für Ihr Leben gewonnen?

Suche nach Bildern

Winkler: Ich habe 15 oder 16 Bücher geschrieben und auf diesen mehreren tausend Seiten gibt es nur wenige Sätze, die nicht aus einem Bild bestehen. Wenn ich nach Indien reise, immer und immer wieder, dann bin ich dort auf der Suche nach Bildern. Es gibt diese Bilder auch in anderen archaischen Welten. Aber irgendwie habe ich mich doch in dieses Indien sehr verliebt. Durch die elf Reisen habe ich es ein wenig kennengelernt. Es ist ein ungeheures Land.

Verliebt in Indien

Näher hinschauen

Mexiko

Um über etwas ganz Fremdes, eine andere Religion schreiben zu können, muss ich mich langsam und behutsam nähern. Ich muss öfter und genauer hinschauen. Leichter war es für mich, über etwas anderes Archaisches zu schreiben, nämlich Mexiko. Das ist katholisch, wobei ich in Mexiko ähnlich wie in Süditalien die katholische Kirche nicht so ernst und bitterlich empfinde. Es ist alles viel surrealer, witziger, auch lustiger, blasphemischer. Bei uns können in einem Fronleichnamzug keine Betrunkenen mitgehen oder Kinder einfach ausscheren und rumspielen. In Mexiko ist

das kein so strenges Gehen zum Tod. Man kann auch darüber lachen. Bei uns wäre es eine Ungeheuerlichkeit zu lachen.

*Mexiko kann
auch lachen*

Was mich am Hinduismus interessiert, ist das Ritual. Ich möchte meine Beobachtungen in einer ritualisierten Sprache beschreiben. Ich brauche die Anschauung, um die Inspiration für das Schreibritual zu gewinnen. Das muss ich nicht von innen her kennen. Ich kann mir den Hinduismus wie einen Hut aufsetzen, der mir passt oder nicht. Ich hole mir Inspiration vom fremden und vom naheliegenden Ritual. Das naheliegende Ritual ist das katholische, das ich als fünfjähriges Kind im Muff der Sakristei hinter dem Ministrantenkleiderkasten kennengelernt habe. Das fremde Ritual erfahre ich in Indien.

*Rituale des
Hinduismus*

conturen: Sie bekannten einmal, stets unter dem Zwang zu stehen, sich dem Tod unmittelbar zu nähern, „dem eigenen und dem fremden Tod“. Wann empfanden Sie sich der Teilhabe am Tod am unmittelbarsten? In Indien, wo Sie bei den Einäscherungszeremonien, mit Füllfeder und Notizbuch beobachtend und aufschreibend, an der Verbindung zwischen Leben und Tod teilnahmen oder im heimatlichen Umfeld?

Winkler: Die Angst und der Schmerz und das Ausgeliefertsein und die Unruhe – das war schon in der Umgebung des heimatlichen Todes. Ich habe in mehreren Variationen und Zusammenhängen beschrieben, wie meine Tante mich als dreijähriges Kind in das Aufbahrungszimmer meiner Großmutter hinaufführte und mir deren Totenantlitz zeigte. Sie hob mich die Bahre hinauf, zog den grauen Schleier weg und sagte: „Schau, Seppel, schau!“ Und ich habe damals sehr tief in den Tod hineingeschaut. Ich habe nicht nur die fleischliche Totenmaske meiner Großmutter gesehen. Dieser Anblick ist meine früheste Erinnerung, mein erstes Bild. Für das Schreiben ist ein solches Bild in so früher Kindheit ein Luxus. Die meisten haben im Alter von zehn Jahren ihr erstes Bild.

*Großmutter
Totenantlitz*

Als ich später zu den Einäscherungsritualen ging, war ich sehr irritiert und neugierig und schaute mir hunderte Einäscherungen an. Ich sammelte Bilder, weil ich wusste, dass ich ein Buch daraus machen werde. Vom Hinduismus habe ich damals nur wenig verstanden. Ich schaute einfach zu, was passiert. Im Buch habe ich dann die hundert Einäsche-

100 Einäscherungen

rungen auf ein paar zusammengeschoben und meinen eigenen Einäscherungsplatz entworfen.

*Eroberung
der Bilder*

*Varanasi am
Ganges*

Ein Universitätsprofessor, mit dem ich drei Wochen unterwegs war und dem ich den Platz zeigte, war entsetzt. Es spielt sich dort nichts ab, außer dass Tote eingäschert werden. Aber mein Buch ist voller Bilder. Ich habe mir diese Bilder erobert, indem ich Tag für Tag immer wieder diesen Platz aufsuchte. Und ich habe keinen Tagebuchbericht abgeliefert, sondern aus dem Tagebuch heraus diesen Roman geschrieben – über mich in Indien, in Varanasi auf dem Einäscherungsplatz am Ufer des Ganges. Natürlich kommt die indische Welt darin vor. Aber es ist mein Blick, der mit meiner Erfahrung zu tun hat.

conturen: Der Tod ist in Ihren Büchern omnipräsent. Er steht immer im Zentrum, auch wenn er nicht sogleich offen wahrnehmbar ist...

*Das Dorf
und Indien*

Winkler: „Domra. Am Ufer des Ganges“ enthält auch viele Bilder vom Leben. Es hat mich nicht interessiert, hunderte Male zuzuschauen, wie Tote eingäschert werden. Was mich interessierte, war die Verbindung von Leben und Tod. Bei Beerdigungen in unserem Dorf wird der Tod vom Leben getrennt. Wenn der Leichenzug sich über die Dorfstraße bewegt, verschwinden die Kinder vom Spielplatz und die Maschinen werden abgestellt. In Indien spielen die Kinder auf dem Platz, auf dem die Toten eingäschert werden. Die Kühe und Kälber fressen die Blumengirlanden, mit denen die Toten geschmückt sind, und die Hanfstricke, mit denen sie auf die Bambustragen gebunden sind. Einmal habe ich gesehen, wie zwei Stiere aufeinander losgingen und den Scheiterhaufen beinahe umgeworfen hätten. Menschen lungern herum. Geschäfte werden gemacht. Es wird das Leben auf einem Totenplatz gefeiert. Darum habe ich dort ausgehalten. Denn manchmal war es schwer für mich, immer den Geruch von Holz und brennendem Fleisch in der Nase zu haben.

*Das Leben auf
dem Totenplatz*

Warnungen

Solschenizyn

conturen: „Eine Literatur, die nicht den Schmerz und die Unrast der Gesellschaft wiedergeben kann, die nicht rechtzeitig vor den moralischen und sozialen Gefahren warnen kann, verdient den Namen Literatur nicht.“ Diese Aussage von Alexander Solschenizyn sei Ihnen nie mehr aus dem Kopf gegangen, schreiben Sie. Von daher ist es auffallend, dass Sie in Ihren Büchern keine politischen oder gesellschaftlichen Botschaften vermitteln wollen. Sie ziehen in

ihnen auch keinerlei Rückschlüsse, die als politische oder gesellschaftliche Analysen verstanden werden könnten. Betrachten Sie sich dennoch als einen Autor der „engagierten Literatur“?

Winkler: Was heißt „engagierte Literatur“? Literatur muss poetisch sein. Engagierte Literatur im Sinne einer Memoiren- oder Mitteilungsliteratur hat mich nie interessiert. Wenn aber in einem Werk, das sprachlich hochwertig ist, gesellschaftliche Kritik aufgewühlt wird, maulwurfartig, in Erzählungen und Bildern, durch eine Analyse der Gesellschaft von unten, dann brauche ich das Wort „engagierte Literatur“ gar nicht. Autoren, die ständig das Wort „Politik“ im Mund führen und damit jonglieren, halte ich gar nicht so sehr für politisch. Für mich sind Autoren politisch, die tatsächlich gesellschaftliche Strukturen aufbrechen, indem sie aus der Gegenwart, aus der Vergangenheit erzählen und berichten, wie es kommen konnte, dass es ist, wie es ist.

Was Alexander Solschenizyn betrifft, so sind wir im Vergleich zu der Schriftstellergeneration, der er angehört und die den Zweiten Weltkrieg und den Gulag mitmachen musste, Märchenerzähler. Was haben wir bei aller seelischen Schwere dagegen an Kleinigkeiten erlebt! Aber wenn wir schon Märchenerzähler sind, sollten wir auf unsere Sprache achten, auf ihre Schönheit und Genauigkeit. Mehr kann ich bei all meinen Stärken und Schwächen nicht leisten. Schließlich bin ich in einem Dorf auf einem sprachlichen Misthaufen aufgewachsen. Erst mit Hilfe der Literatur, durch Lesen, durch das eigene Schreiben habe ich zu meiner Sprache gefunden. Das war zum Teil sehr existenziell. Ich bin wirklich am Abgrund gestanden. Aber ein Dichter, der es mit der Sprache ernst meint, muss dann und wann am Abgrund stehen. Sonst kann er gar nicht schreiben. Ich möchte nicht behaupten, dass ich zufrieden bin, aber auch nicht ganz unzufrieden.

*Literatur: poetisch,
nicht „engagiert“*

*Welcher Autor ist
politisch?*

Gulag

*Ein sprachlicher
Misthaufen*

*Man muss am
Abgrund stehen*